



Maurizio
de Giovanni
Die Gabe des
Commissario
Ricciardi

Kriminalroman



II Ferro führte Ricciardi und Maione ins Haus. Die Eingangshalle war geräumig und sauber, ausreichend beheizt und hell beleuchtet: Das Gebäude hatte offensichtlich einen gewissen Anspruch, wie viele andere in diesem Viertel, die zu Füßen des Hügels standen. Ricciardi wandte sich an den Mann:

– Wie viele Leute wohnen hier im Haus?

– Drei Familien, Commissario. Die Garofalos, das sind die . . . also, zu denen ich Sie jetzt hinbringe, die Marras, ein kinderloses Paar, das zu dieser Uhrzeit bei der Arbeit ist, und der Buchhalter Finelli im obersten Stock, ein Witwer mit fünf Kindern. Wenn er in der Bank arbeitet, sind die Kleinen gleich nebenan bei der Großmutter.

Maione keuchte beim Treppensteigen unter der Last seiner einhundertzwanzig Kilo:

– Das heißt, um diese Zeit ist niemand im Haus außer den Garofalos, richtig? Haben sie keine Kinder?

– Ein Mädchen, Brigadiere, es heißt Benedetta und geht im Kloster zur Schule, denn die Tante ist Nonne. Sie kommt die Kleine morgens immer abholen. Ein Glück! Sonst wäre sie auch . . .

Auf der letzten Treppenstufe vor dem Absatz des zweiten Stocks blieb Ferro stehen, ohne um die Ecke zu biegen, sein Blick war starr auf das Fenster zum Hof gerichtet.

– Verzeihen Sie, ich schaff’ das nicht. Das ganze Blut, ich kann’s mir nicht noch mal ansehen.

Ricciardi und Maione gingen an ihm vorbei. Im Halbdunkel waren zwei Türen zu erkennen, eine geschlossene und eine angelehnte, aus der ein weißes Licht fiel. Undeutlich sah man ein Stück Wand, eine Blumentapete, die Hälfte eines Wandspie-

gels, eine Konsole mit einer Vase, eine gerahmte Fotografie. Sie näherten sich ein wenig, dann blieb Maione nach alter Tradition stehen und überließ Ricciardi das Feld. Die erste Inaugenscheinnahme des Tatorts war das ausschließliche Vorrecht des Kommissars.

Ricciardi trat einen Schritt vor und öffnete die Wohnungstür einen weiteren Spalt. Das Licht kam von drinnen, wo die kalte Nachmittagssonne des Dezembers durch die Fenster der anderen Zimmer schien. Zuerst sah er nichts, dann wurde ihm klar, dass das, was er für das Blumenmuster der Tapete gehalten hatte, in Wahrheit Blutspritzer waren. Er ging hinein, sehr bedacht darauf, wo er die Füße hinsetzte; am Boden erblickte er einen großen dunklen Fleck und mittendrin den Kopf einer Frau, deren Körper von der Tür verdeckt wurde.

Der Kommissar begriff sofort, dass all das Blut, das er sah, das den Pförtner so erschreckt und Teppich und Tapete beschmutzt hatte, aus dem Hals der Frau gespritzt war, den man ihr mit einer sehr scharfen Klinge durchtrennt hatte. Er betrachtete ihren Gesichtsausdruck, die halbgeschlossenen Augen, den aufgerissenen Mund. In der Blutlache war der Abdruck einer Stiefelspitze zu sehen: Jemand war hereingekommen, aber nicht weitergegangen – wahrscheinlich der Dudelsackpfeifer oder der Pförtner selbst.

Ricciardi ging einen Schritt vor, wobei er aufpasste, nicht in den Blutfleck zu treten, und lehnte die Tür hinter sich an. Er blickte sich um: Von dem großzügigen und elegant eingerichteten Eingang aus sah man einen Salon mit zwei Sesseln und einem Tischchen. Er betrachtete erneut die Leiche und folgte ihrem leeren Blick.

In der gegenüberliegenden Ecke, nur zwei Meter von der

Toten entfernt, sah er im letzten Licht des Tages dieselbe Frau stehen, die ihm mit gesenktem Blick zulächelte, als wolle sie ihn als vollendete Gastgeberin herzlich bei sich zu Hause empfangen. *Hut und Handschube?*, fragte sie leise. Ihre Hand war leicht vorgestreckt, um die Kleidung des Besuchers entgegenzunehmen und ihn auf die freundlichste und liebenswürdigste Art hereinzuführen. *Hut und Handschube?*

Aus der Wunde unter ihrem Lächeln, der von einem bis zum anderen Ohr aufgeschlitzten Kehle, schwappte das Blut in kleinen schwarzen Wellen hervor, tropfte ihr unablässig auf das geblünte Kleid und besudelte ihre Brust aufs grauenvollste. *Hut und Handschube?*, fragte sie wieder. Ricciardi seufzte.

Etwas weiter von der Leiche entfernt entdeckte er einige dunkle Tropfen auf dem Fußboden, die nicht in dieselbe Richtung gespritzt waren wie das Blut an der Wand. Jemand hatte sich also entfernt, ohne darauf zu achten, dass von seiner Waffe noch Blut tropfte. Ricciardi folgte den Spuren durch den Salon und fand sich im Schlafzimmer wieder.

Der Anblick, der sich ihm dort bot, war schockierend. Das Bett war von Blut durchtränkt: Die Laken waren ganz schwarz davon, die Flüssigkeit war bis auf den Bettvorleger gelaufen, auch das Kopfteil aus hellem Holz war verschmiert. Am Fußende zwei lange blutige Streifen: Der Mörder hatte die Klinge abgewischt, bevor er den Schauplatz verließ.

In der Mitte des Bettes und des großen Blutflecks befand sich die Leiche eines Mannes: Ansatz zur Glatze, grau melierter Schnurrbart, er mochte um die vierzig Jahre alt sein. Sein Mund war zu einem letzten Atemzug aufgerissen, die Hände neben den Hüften zu Fäusten geballt. Aus der Masse des Blutes und dem Fehlen sichtbarer Verletzungen schloss Ricciardi,

dass der Mann im Sterben zugedeckt worden war und lange Zeit weiter geblutet hatte.

Als er nun neben ihm saß, erkannte der Kommissar das Abbild des Toten, der Blut aus unzähligen Verletzungen verlor. Ihm fiel ein Gemälde des heiligen Sebastian ein, das früher im Klassenzimmer seines Gymnasiums gehangen hatte; er erinnerte sich, dass er jedes Mal, wenn ihm im Unterricht langweilig war, die Stiche zählte, die den Körper des Märtyrers durchbohrten, dreiundzwanzig waren es an der Zahl. Nach einer ersten groben Schätzung hatte der Mann im Bett den Wettstreit mit dem christlichen Märtyrer gewonnen.

Er sagte immer wieder: *Ich muss gar nichts und schulde niemandem etwas*. Eiskalt, mit gerunzelten Augenbrauen, zusammengebissenen Zähnen, wütendem Blick: *Ich muss gar nichts und schulde niemandem etwas*. Ricciardi hielt dem Blick des Toten stand, dann kehrte er all dem Blut den Rücken und ging zum Eingang zurück, um Maione hereinzulassen.

Um nicht Gefahr zu laufen, irgendeinen wichtigen Gegenstand unabsichtlich zu verrücken, verschoben sie die gründliche Inspektion des Tatorts wie immer auf die Ankunft des Rechtsmediziners. Kommissar und Brigadiere ließen also einen nervösen Cesarano an der Wohnungstür zurück und gingen nach unten, um den Pförtner und die Dudelsackpfeifer zu befragen. Sie hatten sie gebeten hochzukommen, aber es war unmöglich: Keiner war bereit, sich dem Anblick erneut zu stellen.

Ferro rauchte mit zittriger Hand eine Zigarette. Ricciardi sagte zu ihm:

– Sie hatten recht, auch der Mann ist tot. Wie hießen die Opfer?

– Garofalo hießen sie, Commissario. Hauptmann Emanuele
24 Garofalo und die Frau hieß mit Vornamen Costanza. Ihren
Mädchennamen kenne ich nicht.

– Hauptmann, sagen Sie. War er Soldat?

– Ja ... nein, eigentlich nicht. Er arbeitete am Hafen, bei
einer dieser Milizen, die unter den Faschisten neu entstanden
sind. Er war kein richtiger Hauptmann, hat's mir ziemlich oft
erklärt, aber ich hab's nie richtig verstanden, ich glaub', Zen-
turio oder so; am Ende hat er's aufgegeben und zu mir gesagt:
Beniamino, weißt du was, nenn mich einfach Hauptmann, das
ist der entsprechende Dienstgrad der Armee, und wir lassen
es gut sein.

Maione bemerkte:

– Unser Freund hier hat gar nicht so Unrecht, Commissario.
Alle drei Monate gründen sie eine neue Miliz und keiner blickt
durch. Wenn er am Hafen gearbeitet hat, war's bestimmt bei
der Hafentmiliz, die ist für den Warenverkehr und den Fisch-
fang zuständig.

– Genau richtig, Brigadiere, auch für den Fischfang, misch-
te sich Ferro ein, oft kamen nämlich Fischer mit Geschenken,
aber er hat keins davon angenommen; er hat geschimpft, mit
ein bisschen Fisch wollten sie ihn wohl milde stimmen, aber
er sei nicht bestechlich. Der Hauptmann hatte noch Sinn für
Anstand und Sitte. Und sehen Sie sich an, wie er geendet ist.

Ricciardi kam zurück aufs Hauptthema:

– Waren Sie den ganzen Morgen über hier?

– Ja, Commissario. Das heißt, ich war kurz im Wirtshaus ge-
genüber, ein halbes Stündchen vielleicht, länger nicht, und hat-
te das Eingangstor immer im Blick. Es ist kalt und zugig hier,
spüren Sie's? Da wird man sich ja ein wenig aufwärmen dürfen.